

SEBASTIAN CHRIST

# Was von Deutschland übrig bleibt



Eine Wanderreportage

EDITION  
LINGENSTIFTUNG

## **Kapitel 1**

Das erste, was ich von Słubice sah, war ein Gleisstrang und das weite Land, das sich flach nach Osten entrollte bis es irgendwann gegen Berge prallte; das Gras, auf dem Schneeflecken lagen und der Gestank von verbranntem Diesel, der über allem lag. Ich zupfte an den Riemen meines Rucksacks, bis sie straff genug saßen für die nächsten Stunden und merkte, dass mich die Leere beinahe erschlug. Der Ortsname des winzigen Bahnhofs war mit Haltestäbchen am Schild befestigt: „SŁUBICE“ starrte es stieläugig vom Blech. Auf der Wartebank am anderen Gleis saßen ein paar Jugendliche, sie sprachen über ein hübsches Mädchen in Rzepin, das sie dort finden wollten. Ihre Sprache war voll von Slangwörtern. Ich versuchte ihnen

zuzuhören, gab aber schnell auf. Dann lief ich los, und die nächsten neunhundert Kilometer schaute ich fast immer nach Westen, während ich gleichzeitig in alle Himmelsrichtungen dachte.

So fing alles in Słubice an. Ich musste lachen, weil ich mehr fühlte, als dass ich sah. Vor einhundertzehn Jahren fuhr hier ein Zug nach Westen, damals noch durch den Stadtteil „Frankfurt-Dammvorstadt“. In einem der Waggons saß ein vierzehnjähriger Bauernjunge namens Stanislaus, der weder lesen noch schreiben konnte. Mein Urgroßvater. Ich hatte ihn nie kennengelernt, aber viel von ihm gehört. Meine Großtante Elfriede hatte mir sein Leben erzählt, ich sollte alles im Detail wissen. Es ist eine Geschichte, die von Wegziehen, Ankommen und Dazwischensein handelt.

Sie konnte stundenlang mit leuchtenden Augen von ihrem Vater sprechen. Je länger sie redete, desto mehr polnische Wortfetzen und Satzbausteine mischten sich in ihre Monologe. Manchmal schrieb sie mir auch von ihm. Ihre Handschrift war Lateinisch, nicht Sütterlin, so wie bei meinen deutschstämmigen Verwandten aus dieser Generation. Was sie erzählte, war ergreifend zeitlos. So klar stand ihr alles noch vor Augen.

Mein Urgroßvater wurde im Jahr 1889 in einem winzigen Dorf geboren, das zum Gouvernement Kalisz im Russischen Reich gehörte. Polen war zu diesem Zeitpunkt schon seit über hundert Jahren von der Landkarte verschwunden, aufgeteilt zwischen Preußen, Österreich und Russland. In den Industriezentren des „Weichsellandes“ wuchs ein

selbstbewusstes polnisches Bürgertum heran, auf dem Land dagegen herrschte bittere Armut. Stanislaus musste schon als Junge auf dem Hof seiner Eltern arbeiten. Mit seinen Geschwistern baute er eine kleine Kate, die mehrere Kilometer weiter draußen zwischen Äckern und Wirtschaftswegen stand. Hier lebte er tageweise zwischen Pferden und Pflügen, besonders, wenn es abends schon früh dunkel wurde. Den Proviant nahmen die Kinder mit aufs Feld.

Weil der Schulunterricht im Gouvernement Kalisz ab 1885 nur noch auf Russisch abgehalten werden durfte, sollte der Dorfpfarrer den Kindern Lesen und Schreiben beibringen. Der Lehrauftrag ging irgendwo zwischen dem Alten und dem Neuen Testament verloren. In der Einsamkeit seiner kleinen

Hütte entwickelte sich Stanislaus jedoch zu einem geschickten Handwerker. Er lernte, jegliches Gerät mit einfachsten Mitteln zu reparieren. Und schon früh träumte er davon, nach Deutschland zu gehen. Die Grenze war nur achtzig Kilometer entfernt, in Stanislaus' Familie wurde auch Deutsch gesprochen – Kalisz gehörte vor dem Wiener Kongress zeitweise zu Preußen.

Dann kam jener Tag im Jahr 1903, als sich Stanislaus entschloss, in den Westen aufzubrechen. Er war des Unterrichts beim Dorfpfarrer überdrüssig geworden, mit vierzehn Jahren würde er nicht mehr das Alphabet lernen können, dachte er. Und außerdem fühlte er sich alt genug, um für sich selbst zu sorgen. Meine Großtante Elfriede beschrieb es in einem ihrer Briefe ganz nüchtern: „Dann hat